

KARIN KALISA

FISCHERS  
FRAU

ROMAN

DROEMER 

Das Zitat auf Seite 5 von Siegfried Lenz entstammt dem Roman  
»Heimatmuseum«. © 1978 Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg.  
Mit freundlicher Genehmigung des Hoffmann und Campe Verlags.

Das Zitat auf Seite 148 von Zora Neale Hurston ist ein Auszug aus Zora Neale  
Hurston, »Vor ihren Augen sahen sie Gott«, erschienen 2011 bei edition fünf,  
Gräfelfing, in der Übersetzung von Hans-Ulrich Möhring.

Das Zitat auf Seite 255 von Ilse Aichinger entstammt: Ilse Aichinger, Triest.  
Aus: dies., Verschenkter Rat. Gedichte.  
© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1978.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas  
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns  
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von  
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Juni 2022

Droemer HC

© 2022 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Sabine Schröder

Coverabbildung: Collage von Sabine Schröder unter

Verwendung von Motiven von iStock und Shutterstock.com

Landkarte und Kogge von Peter Palm,

Stempel-Kreis von darsi/Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-28209-0

Wo wir einen Anfang setzen, da ist  
längst etwas eingefädelt, da sind schon  
Weichen gestellt, Bedingungen ge-  
knüpft, Voraussetzungen geschaffen

*Siegfried Lenz,  
Heimatmuseum*



*Mscr. 25991. 376 (32)*

*Dat. (?) vermutl. Jan. o. Feb. 1929*

vermutl.  
Brieffragment

Prüf. Vorg.  
Nr. 17/4

Anm.:  
wahrscheinl.

Entw. o.  
teilw.  
Abschrift

Autor und  
Adressat  
nicht  
gesichert

es ist wie in einer von Vanjas Geschichten, du weißt doch noch? Wo Aufenthalte nur dafür da sind, woanders hinzuführen. Ich verließ Žilina, ging nach Budapest, verließ Budapest, ging nach Zagreb, von Zagreb ging ich nach Breslau, wo ich blieb, nur um weiterzukommen nach Berlin - dort war kein Bleiben und kein Gehen - und doch, in letzter Sekunde, ging ich weiter nach Greifswald. Das liegt an der deutschen Ostsee, und hier, Nina, möchte ich bleiben und möchte mir vorstellen, dass ich bleiben darf, denn diese Bleibe ist kein Stillstand. Gerade nicht, rufe ich Vanja zu: gerade nicht! Wieder sind es Teppiche aber nicht alte, die geflickt, sondern solche, die erst entstehen sollen! In den Händen von Fischern und ihren Frauen, denen fehlt es an Fischen. Nicht aber an ~~Geschick mit Garn und Knoten und mit Nadel und mit Schere~~.

An den frühen finnischen Flor denke ich, an persische Knoten und daran, wie aus etwas Altem und Fremdem etwas sehr Eigenes und Neuartiges entstehen könnte. Wie, wenn mir das Leben zur Lebensrettung einen großen Auftrag, den Auftrag meines Lebens erteilt hätte - und Hilfe könnte ich dabei gebrauchen! Nina, willst du nicht vielleicht von Thaya aus hierher oder aber



## GREIFSWALD, GEGENWART

Was einmal war, es – hätte gewesen sein sollen. Dass in ihrem Leben alle Tage gleich von einem Heute in ein Morgen übergehen, dass jedes Gestern das gleiche Gesicht wie ein Heute oder ein Morgen tragen solle und alle diese Gestern Heute und Morgen einen Zeitraum bildeten, in dem nichts zu fürchten, nichts zu wünschen und zu wollen sein würde, solange nur die Vergangenheit außen vor bliebe, genau dies war der einzige Wunsch, der in Mia Sunds Leben Platz hatte. Und weil es der einzige war, dachte sie, er könne erfüllt werden; nur dieser eine.

Sie hätte wissen müssen, dass die Vergangenheit nicht mit sich handeln ließ.

Als die Vergangenheit bei ihr einbrach, war Mia Sund nicht in der Lage, sich ihr zu stellen, sie ergriff auch nicht die Flucht, sie blieb wie angewurzelt in der Mitte ihres Büros stehen, während sie fieberhaft eine Antwort darauf suchte, ob es wirklich ihre Vergangenheit war, die da ohne jede Ankündigung wieder bei ihr eingefallen war, oder etwas, was sich bloß den Anschein gab. Falls es wirklich die Vergangenheit gewesen sein sollte, hatte es ihr gefallen, sich die vertraute Gestalt ihres Kollegen Holger Berends zu geben – einen Meter und achtzig groß, Dreitagebart, honiggelbe Halbbrille, struppiges Graublond – und ihn als ihr Sprachrohr zu benutzen: »Nicht, dass es eine Fälschung ist«, hatte sie ihn sagen lassen, während er auf der Schwelle stand, genau wie sie selbst damals auf einer Schwelle gestanden und eins zu eins diesen Satz gesagt hatte, gegen eine sich schließende Tür: »Nicht, dass es eine Fäl-

schung ist.« Im allerletzten Moment hatte sie damals diesen Satz gesagt, gegen ihren Willen, aus einem ihr selbst unerklärlichen Impuls heraus – vielleicht der vagen Idee, der, dem sie das sagte, könne sich auf diesen Fingerzeig hin selbst retten und sie mit dazu; er möge endlich einmal das Richtige tun, ihr dankbar sein, sie schonen, mit ihr einen neuen Anfang finden. »Nicht, dass es eine Fälschung ist«, hatte sie gesagt, mehr geflüstert als gesagt hatte sie das damals, aber er – er war wieder laut geworden; auf seine Art: in wenigen Sekunden vom Flüstern mit fast geschlossenen Lippen zu erhobener Stimme und zu einem schrecklichen Schreien, dicht vor ihrem Gesicht. Als ob er eine Fälschung nicht erkennen könne. Ob sie meine, sie wisse es besser. Sei nicht vielmehr an ihr so einiges falsch? Nahezu alles, wenn er es recht bedenke. Ein letzter kalter Blick, bevor die Tür, hinter der die Zertifikate geschrieben wurden, mit dem Fuß zugestoßen wurde. Damals war sie auf der Schwelle stehen geblieben; unfähig, sich fortzubewegen, gleichermaßen heilfroh und tief verzweifelt, dass diese Tür jetzt zu war. Ein für alle Mal.

Und ja, sie hatte es besser gewusst.

Diesmal war nicht ihr Vater auf der anderen Seite der Tür, sondern Holger Berends – Vineta-Forscher und Museumspädagoge. Von Zimmer 117 zu Zimmer 302 hatte er sich hinaufbemüht, um ihr einen kürzlich ins Haus gekommenen Wandteppich auf den Tisch zu legen. Mit dem wisse er nichts anzufangen. Fischerteppich wahrscheinlich. Eher von früher. Ein Fall für die Kollegin, wie ihm schien. Hatte keine Antwort abgewartet, war schon halb draußen gewesen, als er sich auf der Schwelle noch einmal umdrehte: »Nicht, dass es eine Fälschung ist.«

War mit ihm, war in diesem Moment die Vergangenheit bei ihr eingebrochen? Anders als bei Einbrechern üblich, hatte er nichts mitgenommen, sondern etwas dagelassen: einen

Teppich und einen Halbsatz. Völlig offen, ob mit einem von beiden oder keinem von beiden oder mit allen beiden etwas nicht stimmte.

Warum in aller Welt hatte Holger Berends ihr diesen Teppich gebracht? »Eher von früher« war im Zusammenhang mit ihr ein Witz. Eine Faserarchäologin kümmerte sich um mehrere Tausend Jahre alte Spuren von Gewebe. Um Leichentücher – in erdgeschichtlicher Dimension. Zeitgenössisches, Vollständiges fiel nicht in ihr Ressort. Wie alt konnte ein Fischerteppich sein, der »eher von früher« war? Noch nicht einmal hundert Jahre. In der Eingangshalle hing ein halbes Dutzend hinter Glas. Auf den ersten Blick kam ihr im Vergleich mit den Exemplaren, die sie tagtäglich im Vorübergehen sah, ohne sie anzusehen, nichts sonderlich falsch vor. Ähnliches Maß, hundert mal hundertachtzig schätzte sie, schöne ornamentale Kante, gängige Motivik: acht Koggen, von denen die oberen vier nach Osten, die unteren vier nach Westen fuhren. Das Ganze ziemlich Grün in Grün. Aber warum sollte eine schlichte Vorliebe für Grüntöne einen Verdacht erzeugen? Insgesamt handelte es sich wahrscheinlich um nichts anderes als um ein recht typisches, nur eben zur Monochromie neigendes Exemplar dieser lokalen Teppichknüpferei. Angenommen, er wäre knappe einhundert Jahre alt, könnten Spektroskopie und Chromatografie das bestätigen. Aber warum sollte überhaupt ein derartiger Aufwand getrieben werden? Nein, es musste eine Falle sein. Wer spielte mit ihr?

Angenommen, sie ließe sich darauf ein und entnehme eine Fadenprobe: Neben dem Alter würde sie mit Glück etwas über die Farbstoffe erfahren. Auch würde sie sich die Regelmäßigkeit der Knoten auf der Rückseite ansehen, und wäre die Regelmäßigkeit zu groß, müsste sie aufmerksamer nach Zeichen einer maschinellen Herstellung suchen. Wäre die Rückseite

fusselig und körnig, und nicht glatt geschliffen und poliert durch nichts als die Zeit selbst, dann wäre Zeit nicht reichlich genug im Spiel gewesen. Sie würde den Flor aufschlagen – und wenn sie sähe, dass die Fäden an der Spitze ausgebleichener waren als am Boden, und zwar nicht infolge eines abrupten Umschlags in der Mitte des Fadens, sondern in Form eines kontinuierlichen Verlaufs, dann hätte man es hier mit einem natürlichen Ausbleichen zu tun, nicht mit einem künstlich hergestellten. Um herauszufinden, dass etwas keine Fälschung war, gab es in der Textilforschung klare Bestimmungsverfahren. Aber wie sollte sie »Nicht, dass es eine Fälschung ist«, wie sollte sie diesen Satz, dieses Echo eines Satzes, auf seine Echtheit prüfen? Konnte es überhaupt so etwas wie ein echtes Echo geben? Ist ein Echo nicht immer schon – eine Kopie? Ist eine Kopie nicht immer schon – eine Fälschung? Wie um Himmels willen konnte sie herausfinden, ob es wahr war, was sie fürchtete, dass mit diesem Echo, das womöglich herumgeirrt war wie eine irrwitzig verzögerte Schallwelle, jahrelang auf der Suche nach einer Reflexionsfläche, bis sie auf einmal in Holger Berends eine gefunden hatte, die Vergangenheit sie hier und jetzt eingeholt hatte, trotz eines anderen Wohnortes, trotz eines anderen Namens, trotz eines anderen Berufes? Oder sicherstellen, dass kein anderer, sondern sie selbst sich narrete, dass der Satz keine hinterhältige Drohung, kein schrecklicher Widerhall, sondern einfach nur als ein launiger Dienstagmorgen-Satz dahergekommen war, von Kurator zu Kuratorin, ein Berufswitz, eine hingeworfene Phrase. Nahezu bedeutungslos. Es müsste ein allgemein empfohlenes Satzprüfverfahren geben, ein semantisches Säurebad, eine Originalitätsmessung des Wortwörtlichen. Wenn nicht überhaupt die Annahme, es gäbe gefälschte Sätze, schon der reinste Irrsinn war. Falsche Sätze; grammatisch falsch und inhaltlich falsch und fehl am Platze; das ja. Aber gefälschte? Gefälschte, in denen von Fälschung die Rede war... Sie spürte Übelkeit in sich aufsteigen

und lehnte sich gegen die Aktenwand. »Nicht, dass es eine Fälschung ist.« Waren nicht überhaupt Sätze, die mit »nicht, dass« beginnen, so sehr ein Inbegriff des Zweifels, geradezu eine Formel der Ungewissheit, eine Beschwörung dessen, dass etwas bitte nicht das sein sollte, was es sein könnte, dass sie ohnehin gegen jedes Prüfverfahren imprägniert waren? Weil man in dieser Satzart, im gleichzeitigen Behaupten und Verneinen, immer schon auf der sicheren Seite war. Wie sich das wohl anfühlte, dachte sie, immer auf der sicheren Seite zu sein?

In ihrer Not griff Mia auf eine Taktik zurück, die sie früh gelernt hatte: logischer Kettenbau. Egal, wie logisch die Kette am Ende tatsächlich war, allein das Verfertigen erfüllte seinen Zweck: Mithilfe folgerichtigen Denkens hangelte sich das Kaninchen aus dem Radius der Schlange. Jedes Kettenglied ein Notfalltropfen. So fand sie auch jetzt im Durchspielen von Möglichkeiten echter und gefälschter Sätze zurück an ihren Schreibtisch.

Der Teppich, der vor ihr lag, war nicht das Problem. Der Satz war das Problem. Den musste sie prüfen. Diese vielsagende oder nichtssagende Ansammlung von Wörtern, die sich mit dem Atem dessen, der sie gesprochen hatte, längst hätte verflüchtigen sollen, die aber im Raum hängen geblieben waren wie eine zusammengekauerte Fledermaus, die sich tagsüber nicht aus der Ecke traute, aber nachts – nachts würde sie ihre Schwingen weit ausbreiten und sie aus dem Schlaf reißen und die Haare zu Berge stehen lassen. Sie musste wissen, woran sie war. Wenn sie schon nicht sicher war, musste sie wenigstens dies sicher wissen. Sie sah auf die Uhr.

Es war elf Uhr fünfundvierzig. Holger Berends war nicht der Typ, der Extrawege machte; er bündelte gern. Diesen Teppich wird er ihr auf dem Weg in die Kantine vorbeigebracht haben, war jetzt auf dem Weg dorthin. Stand vielleicht schon an. Wenn sie ihm sofort folgte, würde sie, ohne dass es auffiel,

einen Platz an seinem Tisch finden, ein Gespräch anzetteln, das nicht ohne Anzeichen und Hinweise in seinem Mienenspiel bleiben würde, und sie würde es zu lesen wissen. Im Zusammenhang mit anderen Sätzen würde dieser Satz seinen wahren Gehalt offenbaren. Mia nahm das Portemonnaie aus ihrer Tasche, schloss die Tür ab, fuhr mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss, lief über den Hof zur Kantine, stellte sich in die Risotto-Schlange, in der Holger Berends wartete und selbstvergessen einen Fünfeuroschein auf und zu rollte, den er für die Kasse bereithielt. Sie war sechs Plätze hinter ihm, ließ ihn nicht aus den Augen, stellte das Trüffelrisotto aufs Tablett, setzte sich zu ihm, suchte nach passenden Unverfänglichkeiten, fand keine, verwarf alles Drumherum und fragte so geradeheraus, wie man nur geradeheraus fragen konnte: »Sag mal, dieser Fischerteppich – hast du wirklich Zweifel?« Sie hielt seinen Blick fest. Wenn er jetzt »Nein« antworten würde und sie ansähe wie jemand, der fast am Ziel war, gegen Bares beauftragt von jemandem, der auf Rache sann? Wenn er gar nichts sagen würde, sondern nur undurchdringlich schauen und vielsagend schweigen würde? Sie einfach auflaufen ließe auf die Riffe der Vergangenheit? Mia Sund beobachtete gebannt, wie Holger Berends bedächtig kaute, mit dem Finger auf seinen Mund wies, ein verständnisheisches Lächeln andeutete, sich mit der Serviette umständlich Mund und Bart abwischte, einen Schluck Wasser nahm und schließlich meinte: Na, die seien schon was wert. Allerdings sei Geld ja immer nur ein Beweggrund im Fälschergewerbe. Daneben gäbe es ja diese schiere Lust am Zum-Narren-Halten. Mia nickte. So war es damals auf Hof Jamme gewesen. Exakt diese Motivlage hatte dort das bunt zusammengewürfelte Fälschervolk geeint, bis –

»Hier in Mecklenburg-Vorpommern?«, fragte sie.

Holger Berends, von dem sie wusste, dass er auf die Gedicgenheit des ländlichen Nordostens große Stücke hielt, dass er

der Letzte gewesen wäre, der sein Museumsdorf und seine Freilichtspiele gegen einen Job in den großen Kunstsammlungen dieser Welt getauscht hätte, sprang über das Stöckchen, das sie ihm hingehalten hatte:

Zwar sei man hier, meinte er, weder beim MoMA noch bei der Tate, aber dies allein schütze noch nicht davor, dass einem eine Fälschung untergejubelt würde. Im Vergleich zu dem jedenfalls, was er an Fischerteppichen so in Erinnerung habe, sei dieser hier ziemlich farbintensiv. Irres Grün, oder? Kennt man doch eigentlich gar nicht, außer in der abstrakten Kunst, stimmt's? Am Ende sei Mark Rothko unter die Teppichweber gegangen. Im Ernst, seien die nicht eigentlich immer eher beige-braun – so wie die unten in der Halle? Mia nickte, zumindest die im Foyer einte ein ziemlich gedimmtes Farbspiel.

Ach, im Grunde habe er aber keine Ahnung, fuhr Holger Berends fort, er habe nur so das Gefühl gehabt, man sollte den nicht gleich katalogisieren. Er könne sich natürlich täuschen. Teppiche seien weder sein Metier noch sein Ding, egal ob auf dem Boden oder an der Wand. Er persönlich stehe auf Laminat und Raufaser. Mia sah ihn fragend an. Ja, Laminat lasse sich super wischen, Raufaser prima überstreichen.

Ein Gespräch, das binnen fünf Minuten bei der guten Überstreichbarkeit von Raufaser und der leichten Pflege von Laminatböden anlangte, war ein Harmlosigkeitsindikator ersten Ranges. Davon abgesehen natürlich, dass beides Lug und Trug war: Vorspiegelung einer verputzten Wand in dem einen, eines Holzfußbodens in dem anderen Fall, war es dennoch unvorstellbar, dass ein Fan dieser baustoffbiederer Täuschungswelt irgendeine Figur in einem hintersinnigen Rachezug spielen könnte. Holger Berends war kein Sprachrohr der Vergangenheit – beziehungsweise ausschließlich in dem Sinne, in dem er während der Wikinger-Freilichtspiele Harald Blauzahn intonierte: im Männer-mit-Bart-Gespräch mit Hakon dem Guten und Richard dem Furchtlosen, die in

ihren bürgerlichen Existenzen eine ebenfalls gut eingespielte Skatrunde ergaben. Mia Sunds Leben würde ohne die Vergangenheit weitergehen. Sie atmete hörbar auf und schob ihr Besteck zusammen. Holger Berends sah sie irritiert an. »Sättigt ganz schön«, sagte sie.

Holger Berends nickte zustimmend, schien aber fest entschlossen, seinen Teller leer zu essen. »Bis später«, meinte er, offenkundig froh darüber, sich seinen Sprachnachrichten zuwenden zu können. Mia war aufgestanden und auf halbem Weg zur Geschirr-Rückgabe, da rief er sie noch einmal zurück. Jetzt, dachte Mia, jetzt doch. Ob sie nicht zum Sommerfest statt Erdbeer-Tiramisu doch lieber Baguette und Käse mitbringen könne; süß und salzig stünden in keinem ausgewogenen Verhältnis mehr. »Kein Problem«, rief Mia, etwas zu schrill, vor lauter Erleichterung darüber, dass aus Holger Berends ganz sicher nicht die Vergangenheit sprach, sondern nur der Vineta-Forscher, Museumspädagoge und Chefplaner von Festen aller Art, der sie nun auch noch von dem Menetekel des Erdbeer-Tiramisus befreit hatte, dem letzten offenen Punkt der Büfettliste, in die mit Kreuzchen und Namen sich einzutragen sie nicht umhin gekommen war. Wie immer hatte sie viel zu lange abgewartet. Weil sie nicht kochte. Weil sie nicht darüber redete, dass sie nicht kochte. Weil sie von Imbissen lebte, von der Hand in den Mund. Statt Ausreden zu erfinden oder italienische Restaurants und Feinkostläden abzuklappern, würde sie nun einfach in irgendeinen Supermarkt gehen und mit Brot und Käse wieder rausmarschieren können. Sie winkte zum Abschied – euphorisch darüber, wie harmlos die Welt war, zumindest die Welt, in der Holger Berends lebte.



Zurück im Büro, fuhr in die bodenlose Erleichterung, die Mia tatsächlich die Treppen hatte hochlaufen lassen, als seien nicht nur ein bedrohlicher Satz und ein kompliziertes Dessert, sondern die Gesetze der Schwerkraft aufgehoben, ein nachholender Schrecken ein. Wie ein Windstoß durch trockenes Laub weht, es aufwirbelt, fallen lässt, weiterjagt, erfasste sie ein jäher Taumel, der nur auf einen günstigen Moment gelauert zu haben schien, in dem er leichtes Spiel haben würde, um sie vor sich her zu treiben, fahrig und zittrig von Fenster zu Tür, von Tür zum Tisch. Dieses Aufeinmaldasein. Dieses Ausdemnichtskommen. Dieses Ebennochwardochallesanders. Wie gut sie das kannte. Aber Nurzugutkennen half nicht. Plötzlichkeit ließ sich nicht lernen. Auf Plötzlichkeit konnte man sich nicht vorbereiten. Denn auch, wenn man noch so gut weiß, dass mit Plötzlichkeit zu rechnen ist, dass es Plötzlichkeit gibt, lebt die Plötzlichkeit von ihrem Unangekündigtsein. Angekündigt wäre sie: nichts. Wie lange hatte sie eigentlich geglaubt, es sei überall so, dass ein Vater, der eben noch einen Scherz gemacht oder über einen Scherz gelacht hat, plötzlich schmale Augen bekommt und dieses Zucken in den Wangenmuskeln. Dass es allgemein zu Vätern gehörte, dass sie einem ein Wort umdrehen, das arglos im Munde geführt wird, dass sie eine ungeschickt geöffnete Dose anstarren, ein Lächeln beargwöhnen, das nichts als ein Lächeln ist, sich wie besessen an den Anblick eines Bleistiftes heften, der nicht am gewohnten Platz liegt. Und dass es normale Väterart war, dass schmale Augen und Wangenzucken solche Wörter mit sich bringen. Dass ein Vater, der ihr zuweilen vorlas und der sie mitunter auf die Schultern nahm, sich plötzlich in etwas Bedrohliches verwandelte. Weil es eben so war. Weil die Natur es so eingerichtet hatte. Wann hatte sie aufgehört, das zu glauben?

Niemand konnte wissen, wann es wieder so weit war. Nicht einmal er selbst. Wenn sie diese schmal werdenden Lippen

sah, dieses Zucken um sie herum, war es immer schon zu spät. Dann war es schon so weit gekommen: Dieser Mund, ein zischelnder, brodelnder Topf, würde Wörter ausspucken, an denen sie sich verbrennt. Sie verbrennt sich, aber ihn feuern sie an. Manchmal greift er mitten im Schlimmestagen ihren Arm. Sein Griff ist übermäßig hart, aber immer noch ein Griff und kein Schlag. Zwei Arme um ihre Schultern sind eine Umarmung, auch wenn sie kaum mehr atmen kann. Sein schwerer Fuß auf dem ihren ist ein Versehen, auch wenn die Zehen rot und blau werden. Dass jemand, der sich so vergisst, nicht vergisst, darauf zu achten, wie und wie sehr, womit und wohin er Schmerz platzieren will. Alle guten Geister verließen ihn – den Kunstsachverständigen Dr. phil. Wenzel Guga, einen in sich gekehrten Mann von erlesenem Geschmack und von feinem Humor –, sein Scharfsinn nie.

Als sie begriffen hatte, dass dies keineswegs aller Väter Art war, hatte ihre Mutter die eigene Not schon ganz und gar in Noten aufgelöst, in ein Decrescendo des Rückzugs in sich selbst. Bis sie gar nicht mehr da war.

Sie hätte es wissen müssen, dass eine dermaßen mit Plötzlichkeit belastete Vergangenheit es sich nicht nehmen lassen würde, auf einmal wieder da zu sein. Sie war ja auf Du und Du mit der Plötzlichkeit, mit ihr zusammen aufgewachsen; konnte gar nicht anders, kannte gar nichts anderes. Vom Fenster aus warf Mia einen Blick auf den Teppich: Das Mittaglicht, durch die große Kastanie im Hof leicht verschattet und quer gestreift durch die Lamellen der Bürojalousien, fiel auf den Flor, spielte dort mit sich selbst Fangen. Tatsächlich war er kräftiger in der Farbe als die Fischerteppiche, die in den Vitrinen der Eingangshalle hingen. Wobei der Singular nicht stimmte. Es waren viele Farben. Viele Farben von Grün. Die waren nicht einfach hier und dort ausgebleichen oder verlaufen, die waren von Anfang an willentlich abgestuft und variiert in den Teppich hineinkomponiert worden. Und dann,

jedes Grün für sich, auf nahezu hundertjährige Weise verwirkt. Dessen war sie sich sicher. Säurehaltige Lasuren oder eingelassenes historisches Scherbenmaterial ließen jedes Tongefäß rapide altern. Leinwände ließen sich im Wechselbad von Backofen und Kühltruhe auf alt strapazieren, aber die Verwirkung von Gewirktem nachzuahmen war fast unmöglich. Fadenscheinig werden war ein sehr autonomer Prozess.

Die Ornamente der Borte hatten diesen sachlichen Unterton der Wiener Werkstätten und jenen verspielten Oberton der Art Nouveau. Floral und geradlinig zugleich bildeten sie einen durchaus schönen Rahmen. Mia trat näher an den Schreibtisch heran. Die Koggen, die in tannengrüner Kontur im Zentrum des Teppichs aus dem ins Türkise gehenden Grün auftauchten, waren auf den zweiten Blick überaus filigran gearbeitet. Bis in die Flaggen hinein war offenbar genauestens berechnet worden, wie aus sehr dicht gesetzten Knoten auf aller kleinstem Raum ein Bild entstehen würde. In den Flaggen, gelblich, aber immer noch grün, zerknabberten Eichhörnchen vierkantige Nüsse. Mia ging zum Regal und schlug unter dem Stichwort Länderflaggen nach. Vielleicht würde sie hier ein reales Gegenstück finden. Sie fand keines, noch nicht einmal eine annähernde Farbkombination – ganz davon abgesehen, dass sich schwerlich eine Nation denken ließ, die unter knabbernden Eichhörnchen firmieren wollte. Possierlich und politisch, das ging schwer zusammen. Falls dies kein Original war, war es doch immerhin originell. Aber warum sollte jemand in Jingdezhen oder Dafen oder sonst einem Kopisten-Ort dieser Welt Koggen mit Eichhörnchenflaggen in einen angeblichen Fischerteppich hineinknüpfen? Wer außerhalb eines Einhundert-Kilometer-Radius wusste überhaupt von dieser Ostseekunst? Wenn kaum jemand die Originale kennt, tendiert jede Fälschung Richtung absurd. Nein, ihr Kollege konnte nicht wirklich ein

Problem mit diesem Teppich gehabt haben. Sie musste auf der Hut bleiben.

Den Geruch einer langen Lagerung hatte ihre Nase bereits wahrgenommen, als Holger Berends ihr den Teppich auf den Schreibtisch gelegt hatte. Geruch ließ sich leicht fälschen. Jeder x-beliebige feuchte Keller schaffte das in kürzester Zeit. Augen und Nase ließen sich leicht täuschen. Letztlich würden es ihre Finger sein, die Gewissheit gaben. Sie würden jene leichte Unregelmäßigkeit der Knoten ertasten, die Handarbeit von Maschinenarbeit trennt, die schwach ölige Textur naturgefärbter Wollfäden. Ihre Finger waren unbestechliche Detektoren. Sie hatten gelernt zu fühlen, was richtig ist, was stimmig ist, was passt. Sie hatten gelernt, Bruchstellen zu ertasten, Unebenheiten aufzuspüren, zu verbinden, zu glätten, zusammenzuhalten.

Nicht immer war sie eine diplomierte Faserarchäologin gewesen. In erster Linie war sie eine staatlich geprüfte Bandagistin. In drei Lehrjahren hatten ihre Finger beim Bandagieren von Gewebe aller Art mehr begriffen, als sie später in ihren acht Fachsemestern Faserarchäologie gelernt hatte, ja, als sie in hundert Fachsemestern je hätte lernen können. Später, morgen oder erst in einer Woche, je nach Arbeitsplan, würde sie Fasern entnehmen, prüfen, wie sie gefärbt wurden, auf Spuren eines künstlichen Alterungsprozesses achten bei diesem museologischen Jungspund von einem Teppich, der vielleicht nie den Weg in eine große Ausstellung finden würde, allenfalls in den Glaskasten unten in der Eingangshalle, neben die anderen. Jungsteinzeit, nicht Jugendstil stand im Forschungsfokus der hiesigen Sammlung.

Sie nahm eine Rolle Packpapier aus dem Schrank, maß ein Stück ab und bedeckte den Teppich damit. Dann schob sie die Papiere auf ihrem Schreibtisch zusammen und ertappte sich dabei, auf die Tür zu starren, als erwarte sie, dass die sich jeden Augenblick öffnen und Holger Berends noch einmal in Erscheinung treten würde. Abrupt stand sie auf, näherte sich

langsam und leise der Tür, horchte auf Geräusche auf dem Flur. Nichts. Nichts, was es rechtfertigen würde, noch weiter irgendein nahendes Unheil herbeizulassen. Um etwas zu tun, sich aus der Erstarrung zu lösen, goss sie die Pflanze auf dem Fensterbrett, die, der bröckeligen Erde nach, sehr lange nicht, wenn überhaupt jemals, gegossen worden war, ohne dies übel zu nehmen: Genügsamkeit und Gleichmut, dieses zentrale Aufnahmekriterium für Büropflanzen. Während sie die Plastikgießkanne auf die Fensterbank zurückstellte, schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, wie wenig anders die Vergangenheit, wäre es die Vergangenheit gewesen, sie selbst hier vorgefunden hätte, in diesem Büro: gleichmütig und genügsam hineingealtert in jenes lange Moratorium der mittleren Jahre, angewurzelt stehen geblieben zwischen einem Drehstuhl, einem Gummibaum und grauen Aktenregalen aus der Beschaffungsstelle – im Hintergrund ein Kalender vom Büromöbelhersteller, an dem sie wochenlang vergaß, den roten Plastikmarker weiterzuschieben. Musste man mit seiner Vergangenheit brechen, um an einem solchen Ort wieder aufgespürt zu werden? Mit einem Anflug von Scham über ihre Büropflanzenexistenz, jedenfalls mit dem Gefühl, diese Szene unbedingt verlassen zu müssen, griff Mia Sund Mantel und Tasche, meldete sich ab – sie fühle sich nicht, sagte sie – und ging zum Bahnhof; wie jeden Tag, nur zwei Stunden früher. An den dreiundzwanzig Minuten Fahrtzeit zwischen Greifswald und Stralsund änderte das nichts.



Dass sie sich nicht fühlte, war eine glatte Lüge gewesen, denn tatsächlich fühlte sie sich heute zum ersten Mal seit sehr langer Zeit.

Vielleicht, dachte Mia, als sie am Bahnhof in Stralsund an-

gekommen war, ist es so, wenn man sich fühlt: dass man auf einmal nicht den immergleichen Weg ging, sich nicht verhielt wie eine Kugel in ihrer Bahn, sondern seinem Kopf und den Beinen folgte, die Gefühle zwischen sich aushandelten, denen man sich einfach überlassen konnte, und sie somit wie von selbst nicht wie immer vom Bahnhof aus eine Straße geradeaus nahm und dann zweimal links abbog, sondern geradeaus und immer weiter geradeaus direkt ans Wasser ging und sich am Rand des Hafenbeckens niederließ.

Hatte sie es nicht immer gewusst, dass eine Vergangenheit, mit der man gebrochen hatte, vielleicht lange nichts von sich hören ließ, sehr lange nicht, dann aber doch? Weil mit ihr gebrochen zu haben, nicht hieß, dass sie gebrochen war. Weil eine Entscheidung in der Gegenwart nicht mir nichts dir nichts einen Zustand der Vergangenheit erzeugte. Natürlich blieb sie einem auf den Fersen, nicht sesshafter als man selbst, und würde ihren Platz zurückverlangen. Wo sollte sie sonst hin? Sie hatte ja nur diesen. In ihrer Erschöpfung fühlte Mia mit einem Mal fast so etwas wie Erbarmen mit ihrer Vergangenheit. »Dann fang mal an«, sagte sie.

Mit den kleinen Wellen, die sich an der Hafenummauer brachen, schwappten Erinnerungsbilder in ihr hoch und vergingen.

Eine japanische Teeschale, die von einer Hand in die andere wanderte, bis sie in die Hände ihres Vaters gelangte. Sie ließen die Schale rotieren, damit er die leichte Asymmetrie würdigen konnte und dieses unwirkliche, tiefe Rot, das bis in die kleinsten Schattierungen, bis in nadelstichfeinste Löchlein der leicht porösen Außenwand, bis in die halbzyklische Wellenförmigkeit, bis in die wundersamen Unebenheiten der Lasur hinein planvoll geschaffen worden zu sein schien, alles ohne Drehscheibe, nur von Hand geformt – allerdings nicht von einem Kichizaemon II, VI oder XI in Ja-

pan zur Zeit der Samurai und Daimyō, wie er annahm, wie er zu hoffen wagte, sondern vor wenigen Wochen von Katja auf Hof Jamme, ein paar Kilometer außerhalb der Stadtgrenze. Den haarfeinen Sprüngen in der Lasur war mit dem allerspitzesten Aufsatz eines Zahnarztbohrers, der offenbar nicht nur gegen Karies, sondern auch für Krakelee eingesetzt werden konnte, nachgeholfen worden.

Stefan, mit seinen blitzenden Augen und seinem Wird-schon-gut-gehen-Lächeln. Wie er sie von zu Hause abholt und möchte, dass sie von woanders etwas abholt oder etwas woandershin bringt. So harmlos, wie sie aussieht. Lauf schon, ich warte hier auf dich. Er ist zärtlich. Er kennt Kosenamen und weiß sie zu sagen. Natürlich holt sie ab, natürlich bringt sie hin. Aurikelchen, mein Herzallerliebster, du Tausendschöne. Davon kann sie gar nicht genug bekommen.

Drei Polizeiwagen vorm Haus. Die Nachbarn hinter den Gardinen und am offenen Fenster. Ihr Vater in Handschellen. Warum erst jetzt?, hatte sie gedacht. Und warum für etwas, was er gar nicht hatte tun wollen, und nicht für das, was er wirklich und willentlich getan hatte? Sein Mund ist schmal, seine Wangenmuskeln zucken. Sie bleibt stehen, wo sie ist. Er sieht sie an und sie sieht zurück.

Hof Jamme. Leer schwingt die rostige Schaukel im böigen Wind, wie das letzte Zeichen eines viel zu eiligen Aufbruchs. Sie selbst eine heimliche Zeugin, die vom Deich aus Abschied nimmt. Sie sieht Schaulustige im Schritttempo vorbeifahren. Sie lassen das Fensterglas heruntersurren, um den über Nacht verlassenen Hippie-Hof in Augenschein zu nehmen. Subjekte wohnten hier, Elemente. Sie hatten es immer gewusst: Kriminelle. Selbst auf die beträchtliche Entfernung hin meint Mia, die Linien der Selbstgerechtigkeit um Augen und Mund ge-

nau zu sehen. Eine Zufriedenheit ohne Lächeln, ohne eine Spur von Glück. Was wussten die von der Schönheit und Wärme jener Abende unter Gauklern und Gestrandeten? Was von einer Fälscherwelt, in der wahrhaftige Menschen mit echten Gefühlen einander besser zu schützen wussten als die meisten Leute einander in einer Welt, in der es ihrer Meinung nach mit rechten Dingen zugeht.

Sie selbst im weißen Kittel der Bandagistin. Ihre sich wundernden Finger im hauchdünnen Gewebe der Gaze. Wie kann etwas so zart sein? Wie kann etwas überhaupt heilen? Als Bandagistin ist sie eine Heilpraktikerin; im wörtlichsten Sinne des Wortes. Aber sie kann damit nicht mehr aufhören. Sie ist besessen vom Heilen. Sie ist fixiert auf Gebrochenes und nahe daran, sich absichtlich etwas zu brechen, nur um auch das stillstellen zu können.

Auf dem Amt. Ihr Personalausweis im Reißwolf. Weitestgehende Zerstörung, sagt der Beamte, darum gehe es hier. Maria-Lena Guga verschwindet in einem Schredder der Sicherheitsstufe 3, der Materialpartikel bei einer Schnittbreite von unter zwei Millimeter nicht größer als dreißig Quadratmillimeter auswirft. Nur so sei der Datenschutz zu gewährleisten, das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik habe seine Vorgaben. Sie selbst neben ihm, Zeugin ihres eigenen Endes. Der Beamte schiebt sich die Brille immer wieder hoch auf die Nase und spricht über Normen der Zerstückelung. Der personalisierte Chip sei die Crux. »Nicht dass er auf einmal woanders auftaucht und es Sie plötzlich doch wieder gibt.« Vielleicht hat er sie blass werden sehen. »Sie sind ja nun wie neu«, sagt er. »Machen Sie sich keine Sorgen – mehr.« Er sah auf den Schredder, dann auf Maria, die unter seiner amtlichen Ägide zu Mia geworden war, schob die Brille wieder hoch auf die Nase. Was hätte er sonst tun sollen.